

und Fügsamkeit gegenüber dem Establishment zu vereinen".

Image: Obama kann nicht nur gut aussehen, er ist auch ein hervorragender Redner, der sogar Worte wie "Hoffnung" und "Optimismus" aussprechen kann, ohne dass es peinlich und abgeschmackt wirkt. Kaum jemand würde offen sagen, dass seine Hautfarbe ihn für das höchste Staatsamt disqualifiziert. Doch niemand weiß, wie viele Wähler so denken.

Größtes Plus: Er heißt nicht Hillary.

Größtes Handicap: Auch Rassisten gehen wählen.

Die restlichen Esel

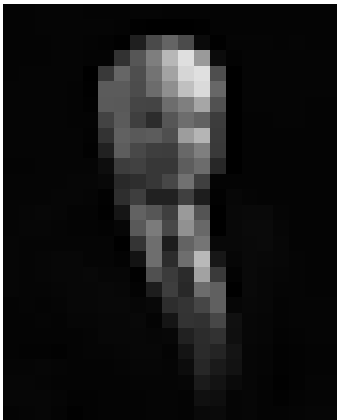
"Ich werde den Esel schlagen, bis er Bush mit einem Tritt aus dem Weißen Haus befördert."
Al Sharpton, demokratischer Prediger

Obleich es momentan nach einem Wettkampf zwischen Clinton und Obama aussieht, gibt es noch eine Reihe von demokratischen Politikern, die gerne Präsident werden wollen. Als aussichtsreichster Kandidat unter ihnen gilt John Edwards. Er erfüllt die von ihm selbst genannte Mindestqualifikation für einen Präsidenten ("sollte in der Lage sein, gleichzeitig zu gehen und Kaugummi zu kauen") und schafft es, wie John F. Kennedy auszusehen. Das Magazin People nannte Edwards im Jahr 2000 den "sexiest politician alive". In Armut aufgewachsen, spricht der zu Wohlstand gelangte Anwalt über die "zwei Amerikas". Er will die soziale Ungleichheit zum zentralen politischen Thema machen und unter anderem die Steuern für Konzerne und Reiche wieder erhöhen. Das macht ihn zum Liebling der Gewerkschaften und der linken Blogger-Community, die mittlerweile zu einer einflussreichen Lobbygruppe geworden ist, obwohl er dem Irak-Krieg ursprünglich zustimmte. Im vergangenen Jahr bezeichnete er das als Fehler.

Einige Demokraten wünschen, dass der ehemalige Präsidentschaftskandidat und Erderwärmungsexperte Al Gore noch einmal antritt. Mittlerweile halten auch rechte Amerikaner Umweltschutz nicht mehr für unpatriotisch, doch nun, wo sein Lieblingsthema populär ist, will Gore nicht mehr antreten – so schön kann das Leben außerhalb Washingtons sein. John Kerry hingegen würde gerne noch einmal kandidieren, doch offenbar wollen das nicht einmal seine engsten Berater. Der Verlierer der Präsidentschaftswahlen 2004 minderte seine Chancen im November weiter durch die Warnung, wer nicht fleißig lerne, "bleibt im Irak hängen". Tom Vilsack, bis 2007 Gouverneur von Iowa, hat seine Kandidatur bereits angemeldet. Er gilt als kompetent und nett, aber seine Chancen sind gering.

Dann gibt es noch Dennis Kucinich aus der Arbeitslosenstadt Cleveland in Ohio. Er sammelt die vereinzelt Sozialdemokraten und Sozialisten in seiner Partei um sich und prangert alles an, was

schlecht ist am US-Establishment. Kucinich verdankt seinen Ruhm seiner Entscheidung als Bürgermeister von Cleveland im Jahr 1978, lieber die Kreditwürdigkeit bei den Banken zu verlieren als die städtischen Elektrizitätswerke zu verkaufen. Er verlor sein Amt, doch die E-Werke wurden nicht verkauft und lieferten später der Stadt gute Renditen und den Bürgern billigen Strom. Der Dank der Wähler verschaffte Kucinich einen Sitz im Kongress. Bereits im Jahr 2004 trat er als Kandidat an. Er liebt wohl die Vorwahlen an sich, denn eine Chance hat er eigentlich nicht.

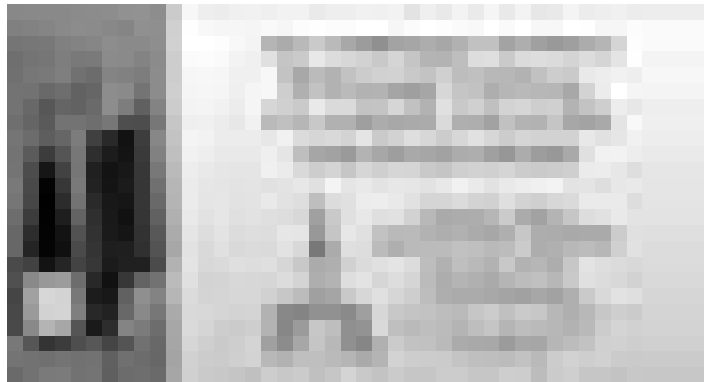


John McCain

"Der Ehrgeiz, Präsident zu werden, ist eine Krankheit, die nur durch Einbalsamierungsflüssigkeit geheilt werden kann."

McCain hat eine wachsende Anhängerschaft loyaler Wähler. Der Irak-Krieg könnte jedoch zum Hauptthema seines Wahlkampfs werden. Zu innenpolitischen Themen ist, abgesehen von seiner toleranten Haltung zur Immigrationsreform, wenig von ihm zu hören. In Sachen Krieg gilt er als Autorität. Der ehemalige Kampfpilot verbrachte mehr als fünf Jahre in nordvietnamesischer Kriegsgefangenschaft. Er ist mindestens genau so hart und patriotisch, aber politisch klüger als Bush. Mit einer geschickten Mischung aus Kritik am Präsidenten und Anbiederung an dessen Anhänger, versucht er sich als elder statesman zu profilieren. McCain verbirgt seinen Ehrgeiz nicht, seit sechs Jahren bereitet er sich auf den Wahlkampf vor.

Nähe zu Gott: McCain ist Mitglied der eher liberalen Episcopal Church und traditionell ein innerparteilicher Kritiker der religiösen Rechten. Da ein republikanischer Kandidat nicht gänzlich auf deren Stimmen verzichten kann, bemüht er sich seit einem Jahr um ihr Wohlwollen. Das könnte ihm als Opportunismus ausgelegt werden, vor allem dann, wenn ein anderer Kandidat offensiv religiöse Werte propagiert.



Nähe zum Kapital: McCain hat viele alte Freunde in der Wirtschaft und im republikanischen Establishment, er konnte kapitalkräftige Anhänger Bushs für sich gewinnen und hat die Chance, seine Kasse ausreichend zu füllen. Potenzielle Spender erfreut er mit seinen Bekenntnissen zum Freihandel und der Behauptung, die Sozialleistungen würden unbezahlbar.

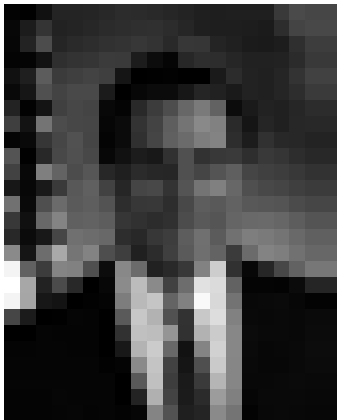
Image: Bei seinem Amtsantritt wäre McCain 72 Jahre alt. Die Republikaner werden zwar auch als "Grand Old Party" bezeichnet, doch müsste McCain zumindest fleißig öffentlich joggen, um zu beweisen, dass er noch fit genug ist für den Job. Zudem haben seine innerparteilichen Gegner dezent angedeutet, dass er in der Kriegsgefangenschaft ein bisschen verrückt geworden ist. Sofern er erfolgreich einen anderen Eindruck vermittelt, könnte er sich als straight talker profilieren, dem seriöse Regierungsarbeit wichtiger ist als Glamour.

Größtes Plus: Er versteht was vom Krieg.

Größtes Handicap: Er wirkt bisweilen wie ein grantiger Greis.

Mitt Romney

"Wir erweisen Gott nicht nur in unserer Unabhängigkeitserklärung die Ehre, sondern sogar in unserer Währung."



Als republikanischer Gouverneur in der demokratischen Hochburg Massachusetts bewies Mitt Romney Geduld und Geschick. Er umwirbt die religiöse Rechte in seiner Partei, moralische Werte und die Familie stehen im Mittelpunkt seiner Politik. Romney ist ein entschiedener Gegner der Homo-Ehe und tritt für ein Verbot der Abtreibung ein. Weniger klar ist, was die Amerikaner außer Moralpredigten von ihm zu erwarten hätten, zu außenpolitischen Fragen äußert er sich kaum. Wenn er die ersten Vorwahlen übersteht, hat er eine Chance. Wenn nicht, könnten ihn seine zehn Enkelkinder genauso gut beschäftigen, erklärte er.

Nähe zu Gott: Aus mormonischer Sicht unüber-
trefflich, denn Gott spricht regelmäßig mit dem Präsidenten der Kirche der "Heiligen der letzten Tage" in Salt Lake City. Allerdings weicht der Glaube der Mormonen, die sich auf eigene Propheten berufen und im 19. Jahrhundert die Polygamie praktizierten, vom gewöhnlichen Christentum ab. Eigentlich haben die Protestanten in den USA nichts gegen Mormonen, aber so ganz trauen sie den lüsternen Polygamisten, die in ihren Tempeln falsche Propheten anbieten, doch nicht.

Nähe zum Kapital: Auch Romney hat einen Teil der Spender Bushs für sich gewonnen. Als erfolgreicher Manager und Geschäftsmann erweist er Gott und der Währung gleichermaßen die Ehre, ebenso wie seine immens reiche Kirche, auf deren Finanznetzwerke er wohl zurückgreifen könnte.

Image: Der Gouverneur Romney verhält sich pragmatischer, als seine Ansichten es erwarten ließen. Das könnte ihn auch für weniger fromme Wähler akzeptabel erscheinen lassen. Er wirkt nicht wie ein Sektierer, doch dürften seine Gegner ihn mit den obskuren Sitten der Mormonen in Verbindung bringen. Trägt Romney die einem Strampelanzug ähnliche Ganzkörperunterwäsche, die bei Mormonen üblich ist? Wird er, wie seine Kirche es praktiziert, selbst die Toten noch missionieren wollen? Und will er bei seinem Amtseid auf die Bibel oder auf das Buch Mormon schwören?

Größtes Plus: Er kandidiert im Auftrag Gottes.

Größtes Handicap: Nichtmormonen bezweifeln, dass es ihr Gott ist, der ihm den Auftrag gab.

Die restlichen Elefanten

"Der Elefant kommt am besten voran, wenn er den Schwanz des vor ihm Laufenden packt."
Adlai Stevenson, Gouverneur

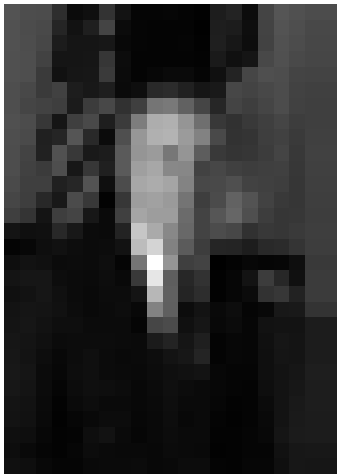
Der Ausgang des Wettbewerbs bei den Republikanern erscheint offener. Doch auch andere Kandidaten haben ihre Schwächen. Rudolph Giuliani, der ehemalige Bürgermeister von New York, war ein Held des 11. September, Law and Order ist sein zentrales Thema. Lange bevor er auf Ground Zero stand, kämpfte er mit "Zero Tolerance" gegen die Kriminalität und hinterließ einige Kollateralschäden. Ob er das auch im Ausland tun würde, ist unklar. Man weiß nur, dass er Ussama bin Laden gerne richtig in die Fresse hauen möchte, ansonsten hat er sich kaum zu außenpolitischen Themen geäußert. Das stört die christliche Rechte weniger, dafür zweifeln sie an seiner Treue zu konservativen Werten. Das Thema Religion war für Giuliani als Bürgermeister eher ein Tagesordnungspunkt bei Verhandlungen mit den Bischöfen, Rabbinern und Imamen, weniger eine Sache per-

sönlichen Eifers. Er ist kein Abtreibungsgegner und zum dritten Mal verheiratet. Nicht nur Konservative fanden es ein wenig unsensibel, dass er seiner zweiten Frau die Scheidungsabsicht auf einer Pressekonferenz mitteilte.

Newt Gingrich hat ein ähnliches Problem, doch die letzte Scheidung liegt nun sieben Jahre zurück. Der Professor und christlich-konservative Stratege hat eine beachtliche Unterstützung an der Basis. "Ich denke zu viel", behauptet er von sich. Er gilt als Intellektueller, der im Rahmen einer christlichen Politik auch eine Reform des Gesundheitssystems anstrebt. Er demonstriert Distanz zu Bush, um nicht mit dem Desaster im Irak in Verbindung gebracht zu werden. Offiziell heißt es, Gingrich werde erst Ende 2007 entscheiden, ob er kandidiert. Die Vorbereitungen dafür trifft er jedoch bereits, er hofft offenbar, sich der durch Bushs Politik geschwächten Partei als Retter präsentieren zu können.

Einige ehemalige Gouverneure wie George Pataki aus New York wollen ebenfalls gerne Präsident werden. Manchen aber geht es allein um Aufmerksamkeit. Duncan Hunter aus Kalifornien fürchtet eine Invasion mexikanischer Einwanderer und will die Bühne der Vorwahlen nutzen, um vor der angeblichen Bedrohung durch illegal aliens zu warnen.

Größere Chancen hat Sam Brownback, ein Senator aus Kansas. Er widmete sich bislang der Verbreitung christlicher Werte und behauptete im vergangenen Jahr, viele Jungwähler würden sich wegen der hohen Abtreibungsquote zu ihrer Geburtszeit "fühlen wie Überlebende eines Holocaust". Doch ist er jüngst zum Katholizismus übergetreten. Eigentlich haben die Protestanten in den USA nichts gegen Katholiken, aber so ganz vertrauen sie den unpatriotischen Papisten doch nicht.



Michael Bloomberg

"In der Geschäftswelt heißt es, fressen oder gefressen werden, im Regierungsgeschäft ist es genau umgekehrt."

Es ist möglich, als Unabhängiger zu kandidieren, ohne ein skurriler Außenseiter zu sein. Um am Establishment der Demokraten vorbei Bürgermeister von New York zu werden, gab Michael Bloomberg sein Parteibuch zurück und nahm sich das der Republikaner. Er hätte nur als unabhängiger Kandidat eine Chance. Bloomberg, der mehrere hundert Millionen Dollar spendete, entspricht dem Idealbild des gesellschaftlich engagierten Unternehmers. Er sieht sich als



linksliberalen Mann der Wirtschaft "mit Herz", der ein durch unproduktive Streitereien gespaltenes Amerika wieder einen könnte. Bloomberg kann Kompromisse aushandeln und gilt als kompetent in der Innenpolitik. Die Wähler könnten hoffen, dass er etwa die Reform des maroden Gesundheit- und Rentensystems voranbringt. Doch es ist mehr als 140 Jahre her, dass ein Präsident gewählt wurde, der weder Republikaner noch Demokrat war.

Nähe zu Gott: Bloomberg gilt als nicht besonders religiös. Da er sich keinen Vorwahlen stellen müsste, kann er auf die Anbiederung bei der christlichen Rechten verzichten. Doch bislang gab es nur einen nicht protestantischen Präsidenten, den Katholiken Kennedy. Und der war wenigstens Christ. Michael Bloomberg fragt sich: "Hat ein 1,70 Meter großer jüdischer Milliardär, der geschieden ist, überhaupt eine Chance, Präsident zu werden?"

Nähe zum Kapital: Er hat selbst genug Kapital. Mit einem Vermögen von etwa fünf Milliarden Dollar könnte Bloomberg seinen Wahlkampf selbst bezahlen. Doch er würde wohl auch Spender finden, denn viele Unternehmer würden es schätzen, wenn einer der ihren Präsident wird.

Image: Die New Yorker mögen ihn, die Zustimmung für ihn liegt bei 70 Prozent. Außerhalb der Stadt kennen ihn die meisten jedoch gar nicht. Das hat auch Vorteile, er wird nicht mit politischen Fehlentscheidungen in Verbindung gebracht. Bloomberg besitzt einen eigenen Fernsehsender, dennoch ist es schwer, sich in sehr kurzer Zeit ein Image zuzulegen und auf nationaler Ebene bekannt zu machen.

Größtes Plus: Die meisten Amerikaner lieben unabhängige Pragmatiker und Unternehmer "mit Herz".

Größtes Handicap: Auch Antisemiten gehen wählen.